Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 52

Artikel: Cäcilia [Schluss]

Autor: Zahn, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645384

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Mr. 52 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Gebruckt und verlegt von der Buchdruckerei lules Werder Spitalgasse 24, Bern

29. Dezember

- Dirterschnee. - -

Don Ernst 3ahn.

Vieler Brände Slammen sind zu kühlen, Komm, du weißer, weicher Winterschnee! Vielen stillen Schläsern sehlt's an Psühlen. Bette sie, daß ihnen Recht gescheh!

Oeder Selder jammervollen Schrecken, Deck ihn leif' wie unter Linnen zu! Blutgedüngter Erde dunkle Slecken, Lind und lärmlos rieselnd lösche du! Dämpfe der Verzweiflung gelle Rufe! Breite über Wunde Schlaf und Traum! Laß der reiterlosen Pferde Hufe Lautlos treten deinen kühlen Slaum!

Wo das Schwert die grause Mahd geschnitten, Wo der Zorn und wo der Haß geschrien, Wo der Tod den tollsten Ritt geritten, Breite dein geruhsam Schweigen hin!

Denn die arme Seele lechzt nach frieden. Kühle du ihr ungestilltes Weh! Die der Völker Grimm ihr nicht beschieden, Gib ihr Ruhe, weißer Winterschnee!

⇒ Căcilia. ⇒

Eine Erzählung von Ernst 3ahn.

Mit lachendem Mund und blitenden Augen tanzte die Cilli, die Brust flog ihr, sie ließen ihr kaum Zeit, Atem zu schöpfen.

"Die kann's," murmelten die Alten, die zuschauten. "Die kann's," lobten die Jungburschen, die die Eilli wieder an den Kempfentisch zurudführten.

"Sapperlott, die kann's," rühmten sogar der Jakob und der Johann, als sie sich einmal mit der jungen Schwester schwangen.

Die Eltern saßen mit vergnügten Gesichtern und konnten sich des Stolzes nicht erwehren. Sie hätten blind und taub sein mussen, wenn sie die bewundernden Blide nicht gesehen und das Beifallstuscheln nicht gehört hätten, deren Ursache die Cilli war.

Alber am besten ging es doch dem Exer. Als er wieder einmal die Schülerin im Arm hielt und, selbst ein fräftiger und gewandter Tänzer, meinte, das sederleichte Wesen an seiner Seite berührte mit den Füßen den Boden nicht mehr, hob die Cilli das blaß gewordene Gesichtlein zu ihm auf und sagte: "Mit Euch tanze ich am liebsten, Herr Lehrer."

Dem Julius Exer schwindelte, er wußte nicht, ob es vom Drehen oder etwas anderem war. Es schwamm ihm vor den Augen, so daß er die Cilli fremd und schön und seltsam wie durch einen Märchenschleier sah.

Weiter spielte die Tanzmusik. Weiter tanzte die Cäcilia Kempf. Unermüdlich, mit immer wachsender Lust und scheinbar immer noch sich steigender Leichtigkeit.

Blötlich kam sie dem Lehrer aus den Augen. Er blidte suchend im Saal umher. Die Rempfischen saßen alle noch da, die Eilli aber fehlte. Er wartete, und als sie innner noch nicht kam, verließ er die Tanzstube und fand sie richtig draußen im Freien, wie sie wenige Schritte vor der Haustür an einem Baum stand.

Es war eine sternklare, nicht kalte Nacht. Aber der Schnee lag noch nahe an den Bergen und der wehende Föhn hatte einen kühlen, gefährlichen Atem.

Exer trat zu dem Mädchen. "Das ist nicht gescheit," zankte er, "aus dem Brutofen von Tanzsaal sich da hinaus in die Nacht zu stellen."

Die Cilli machte große Augen, wie eine, die Mühe hat, ihre fernschweifenden Gedanken zu sammeln.

"Es tut mir nichts," antwortete sie dann.

3



Viktor Surbek, Bern: Schneelandschatt. (Aus dem "O mein heimatland-Kalender", Verlag von Dr. 6. Grunau, Bern.)

Beim Schein der Sterne sah er, daß sie sehr bleich war. Der Wind rührte ihr frauses Haar. Dann schauerte sie doch wie in einem leisen Frösteln zusammen.

Eine merkwürdige Angst befiel Exer. "Bah, bah," begehrte er auf. "Unfinn! Komm herein!"

"Sier draußen wäre es viel schöner zu tanzen," flüsterte sie, "hier in der weichen Wiese, Schuhe und Strümpse ausgezogen, auf dem weiten, weiten Grund. Keine Wände ringsum! Man könnte die Arme ausstrecken so weit man wollte. Die Sterne würden allein zusehen."

Exer faßte des Mädchens Arm und zog sie dem Hause zu. "Das kannst mir drinnen weiter erzählen," sagte er entschlossen.

Sie folgte ihm willig und lehnte sich selbstvergessend an ihn, während er sie in den Flur zurudführte.

Kaum waren sie durch die Tür getreten, so bebten ihr die Lippen. "Teht ist mir doch kalt geworden," gestand sie.

Da wurde er ernstlich bose und schalt: "Es ist eine Narrheit, was Du getan hast. Den Tod kann sich eines holen derweise."

Sie sah ihn an. Das Wort machte sie stutig. Still und gehorsam setze sie sich hinter den Tisch zu den Ihren, als er sie dorthin brachte und erzählte, was sie angestellt. Sie wollte nicht mehr tanzen und tat es mit Unlust, als ein paar Burschen ihr keine Ruhe ließen. Sie schien auf einmal müde.

Dann gingen die Alten bald mit ihr heim.

III.

Es war eine Narrheit gewesen. Die Eilli hatte sich in jener Nacht eine schwere Erkältung geholt. Um nächsten Tag lag sie zu Bett und der herbeigerusene Arzt stellte eine Lungenentzündung fest.

Exer, der Lehrer, verfiel in eine so große Unruhe, daß er kaum noch imstande war, sein Amt zu versehen. Während des Unterrichts ertappte er sich selbst und seinen Schülern fiel es auf, daß er mitten in einem Sate den Faden verlor, oder daß er, wenn eine schriftliche Arbeit die Rinder beschäftigt hielt, aus dem Fenster staunte oder nach der Tür lauschte. als warte er auf irgend eine Nachricht. Und er wartete in der Tat. Ohne es zu wissen. Immer meinte er von der Cilli etwas zu vernehmen. Jeden Tag, ehe er nach ihr gefragt hatte, und faum daß er Nachricht von ihr hatte, schon wieder. Er gab sich gar nicht Rechen= schaft, was das war; denn er war ja noch immer der Lehrer und sie das Schulfind, und sie war des hablichen Rempfen Tochter und er ein Sunger= leider und Schmalamtsmann für seiner Lebtag. Aber er hatte solche Angst solche Angst.

Raum war die Schule zu Ende, so strich er ums Rempfenhaus und trache tete irgend eines der Familienglieder zu treffen, um nach der Cilli zu fragen.

Er hörte wechselvolle Dinge. Jett, daß sie bei ganz klaren Sinnen sei und sage, sie werde wohl sterben müssen, jett, daß sie jeglichen Bewußtseins ermangle und nur unverständeliche Laute flüstere, und jett, daß sie im Fieber rede. Und was für Dinge redete sie da! Immer vom Tanze. Jett von dem des Seiltänzerkindes, jett vom Bauern-Faschingereigen und jett von einem andern — schönern: Sie sah sich im Fieber in Flittergewändern. Musik trug sie wie Wellen ein Schifflein tragen.

Es kam vor, daß sie in ihren Phantasien die Arme hob und sie hin und her schwang, als folge sie mit ihrem Körper wiegenden Walzerklängen. Sie hörte Beifallklatschen einer Zuschauermenge. Sie war nicht mehr die Eilli Kempf, sondern ein fremdes, im heißen Licht der Lampen sebendes Wesen. Ihre Seele glitt in diesen Fieberträumen in das Land ihrer stummen, unbewußten Sehnssucht hinüber.

Exer hörte von dem allem zumeist durch ihre Mutter. Später bekam er die Kranke auch zu sehen. Die Kempsin, die ihn doch wohl mochte, rief ihn öfters herein.

Die Rammer, wo die Cilli lag, war klein. Sie befand sich zu ebener Erde und ihr Fenster ging auf die sanft ansteigende Matte hinaus. An deren anderem Ende befand sich das Holzhaus, in welchem Exer, der Schulsmeister, seine Behausung hatte. Noch standen die Obstsbäume kahl in der sich langsam belebenden, winterigen Wiese. Es ging nur wie ein verborgenes Drängen durch Bäume und Grund.

Das Bett der Cilli hatte seinen Platz nahe am Fenster. Wenn die zaghafte Sonne kam, so konnte sie ihre Lichtstreisen auf die schwarzen Zweige des Birnbaums legen, der manchmal damit an die Scheiben der Fenster klopfte, und fand wohl auch die Decke aus rotgemustertem Baumswollstoff auf der Kranken Bett. Die Kissen aus demselben Stoff indessen erreichte sie erst am späten Abend, wenn sie im Sinken war, und es sah aus, als habe sie sich den

ganzen Tag Mühe gegeben, um endlich noch das Gesicht der Cilli anlächeln zu können.

Es war zu solcher Spätabendstunde. daß der Lehrer in die Rammer trat. Die Sonne umschmeichelte den hölzernen Fensterpfosten, als bitte sie um Durchlaß. Dann schlich sie herein und auf das Lager der Cilli. Und siehe, jett lag das weiße Gesichtlein der Kranken mitten im Gold. Aber die Sonne hatte daran den gering= sten Teil. Es war vielmehr das Haar des Mädchens, das so leuchtete und das wie ein Kranz aus schweren, gelben Blumen= dolben um den Ropf geordnet war. Die Sonne fonnte dieses Saar nur noch ein wenig heller färben und zeigen, wie un= endlich seiden und glänzend es, verglichen mit dem rauhen Rissen, war.

Als hätte der warme Abendstrahl sie geweckt, tat die Eilli dann die Augen auf. Sie sah weder den Lehrer, noch die neben ihm stehende Mutter, sondern richtete den Blid ruhig und groß an die Decke. Lange staunte sie hinauf und senkte endlich, ohne ein Wort zu sagen, die Lider wieder. Die beiden Gäste aber schlichen davon und hatten nicht zu reden gewagt.

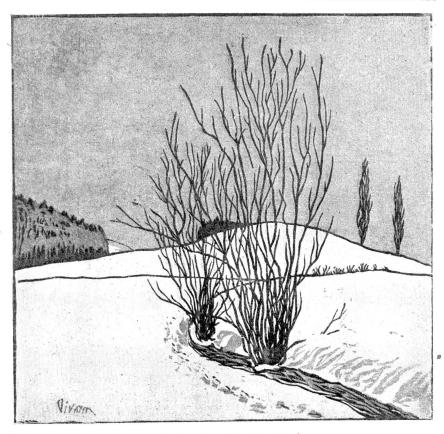
Erst bei einem weitern Besuch fand Exer das Mädchen völlig beim Bewußtsein. Es freute sich, daß er kam, und sprach mit ihm vom Unterricht und daß sie froh sei, bald wieder damit zu beginnen. Auch von ihrer eigenen Torsheit hob sie an und schalt sich, daß sie ihm ungehorsam gewesen.

"Manchmal höre ich Euch spielen, Herr Lehrer," er-

Es dauerte noch einige Wochen, dann genaß sie scheinbar ganz. Nur sagte die Mutter, der Arzt meine, es könne ihr etwas zurückgeblieben sein.

Seit die Cilli mit einem dankbaren Lächeln gesagt hatte, sie höre ihn zuweisen spielen, stellte sich Julius Exer in seiner Stube drüben mit seiner Geige gern ans offene Fenster. Er redete sich vor, er tue es, weil es dem Lehrer wohl anstehe, dem Kinde einen Gefallen zu erweisen und seinen väterlichen Gruß über die Matte zu schiefen. Allein es kam — mehr und mehr — in sein Geigenspiel ein herzbewegendes Allerlei und Bielerlei. Was an ungepsflegter, wild wachsender künstlerischer Veranlagung in ihm stedte, wuchs in sein Spiel hinein. Stimmen seines Herzenstlangen darin, halb verworren, halb aus tiefen Wesenstlangen derin, halb verworren, halb aus tiefen Wesensgründen heraufströmend; Schönheitsfreude und Sehnsucht nach einem höheren und eine weiche, suchende Hingebung, von welcher er kaum wußte, daß sie nach der Nachbarstammer ging.

Dann durfte die Cäcilia Rempf aufstehen. Sie war noch müde und ihren Wangen fehlte die Farbe. Zuweilen hustete sie und fuhr hie und da mit der Hand nach der Brust, als schmerze sie dort etwas, allein sie klagte nicht.



Otto Vivian, Bern: Schneelandschaft. (Aus dem "O mein heimafland-Kalender", Verlag von Dr. 6. Grunau, Bern.)

Bater und Mutter fingen an zu vergessen, daß sie krank gewesen und der Doktor nur lahm ihrer Meinung zuges stimmt hatte, daß sie nun wieder ganz gesund sei.

Einmal, da sie bei irgend einem Anlaß dem Lehrer die Hand gab, fühlte er ihre Finger mit einer trocenen Glut in den seinen liegen.

"Du haft aber heiße Sande," fagte er.

Und als sie darauf die Augen zu ihm erhob, war ihm, als liege auch in ihnen ein ungewöhnlicher und unnatürlicher Glanz. Auch siel ihm das tiese Rot ihrer Lippen ebenso auf, wie die wachsweiße Färbung der Schläfen.

"Geht es Dir wirklich besser?" fragte er mit hastiger Kümmernis.

Sie lachte hell auf und versicherte abermals, gewiß, gewiß, gehe es ihr gut. Dabei fiel ihr ein, daß sie ihm eigentlich erzählen könnte, wie merkwürdig erdenleicht ihr manchmal zumute sei und doch wieder wie fiebrig, als friere sie mitten am warmen Mitkag und höbe der Frost ihr die Füße, daß sie schwebten. Aber sie tat es nicht.

Der Frühling blühte aber noch reicher und herrlicher als im Jahre vorher. Die Matte zwischen dem Kempsenshause und der Schulmeisterwohnung war wie ein Wunder. Es stand da viel langhalmiges, edles, tiefgrünes Gras von wenig gemeinem Kraut durchschossen. Gelbe Wolfssmilch stieg aus dem Halmenwalde auf, daß es wie darüber gestreuter Flitter sich ansah. In großen Abständen standen die knorrigen, gesunden, alten Obstbäume. Sie trugen ihre zarte Blust und kamen ins Laub. Kein Ungewitter störte ihren Blühet und kein Sturm riß ihnen den Lenzschnee aus den Kronen. Ein Tag war schöner und wärmer als



"Ds Schmocker Lisi", II. Akt: Frau Commandant Schnegler, Frau Schmocker und Schmocker Lisi, die halbwache Träumerin zu stören. Sie Nugen auf. Sie Jehnte sich aus

der andere und ging über sie hin, als gebe ihnen jeder seinen stillen Segen. Die Bienen summten, Schmetterlinge gaukelten über der Matte und die Käfer turnten an den Langgräsern.

Und als die Bäume ihre Blütenlast lange genug getragen hatten, begannen sich die weißen und die rosenfarbenen Blättchen von den Aesten zu lösen und das tagelange, traumversorene, sautsose Blütenschneien begann.

Es wurde gerade Vollmond um diese Beit.

Tobias Rempf und seine Buben wetten die Sensen und schnitten das Gras und die gelbe Wolfsmilch. Jeden Tag ein Stück; denn sie versutterten es vorweg.

Aber der fallende Blütenschnee lag nun nur sichtbarer in den Mahdstoppeln.

Eines Nachts war die Eilli früh zu Bett gegangen. Eine große Müdigkeit beschwerte ihr die Glieder. Auch war das Empfinden leisen Frierens stärker in ihr.

Sie mochte noch nicht lange eingeschlummert gewesen sein, als drüben bei offenem Fenster Exer, der Lehrer, noch eines in die Mondnacht hinaus zu geigen begann.

Die Cäcilia träumte. Sie träumte vom Tanzen. Das war ja doch an ihr wie eine Krankheit, daß sie daran immer denken mußte.

Bielleicht nun wedte die Geige des Exers sie auf. Bielleicht tat sie, was sie tat, aber auch im Schlaswandel. Sie sak plöklich aufrecht im Bett.

Der Mondschein lag im Fenster. Das Gesims sah aus wie aus getriebenem Silber.

Die Cäcilia lauschte.

Die Töne der Geige kamen zu ihr herein. Sie waren zurt und weich und wie Elfenhände, die sie unter den Armen fahten: Romm! Romm!

"Lalalala," summte die Cäcilia kaum hörbar und neigte den Oberkörper einmal hin und einmal her.

Die Tone der Geige schwollen an und wurden wieder leise.

Das Mädchen stredte einen Fuß aus dem Bett. Dann den andern.

Auf einmal stand es nahe am Fenster. "Lalalala," summte es immer dem Klange der Geige nach.

Der Mond sah die Cäcilia an. Er strömte sein ganzes Licht über sie hin. Sie hielt die Augen geschlossen, aber der feine Mund war wie ein Rleinkindermund, der sich der Mutterbrust auftut, und das Mondslicht füßte ihn, als müßte es die dürstenden Lippen letzen.

Die Cäcilia trug nur ihr weißes Hemb. Es war nicht fein, noch völlig gebleicht, aber der Mond machte das gut, und es fonnte den Bau der zarten Glieder nicht verhehlen, der schalter, sich hoben und senkten, und der knöchelseinen Füße, die langsam im Tanze zu schreiten begannen.

Plötlich schwieg die Geige. Das schien die halbwache Träumerin zu stören. Sie tat die Augen auf. Sie lehnte sich aus Bielleicht suchte sie nach den verlorenzn

dem Fenster. Vielleicht suchte sie nach den verlorenen Tönen. Auf einmal mit einer blitzartigen Schnelligsteit und Geräuschlosigkeit schob sie einen Stuhl zum Gessimse, stieg hinauf, stand jetzt im vollen Lichtglanz und glitt im nächsten Augenblick nach außen ins Wiesland binab.

Mit ausgebreiteten Armen, den Kopf zurückgebogen, war sie hinausgeglitten. Der Mond streifte ihre Stirn, daß sie wie ein heiliges Täfelein aus Elfenbein leuchtete. Die Lodendolden fielen auf die Schultern.

Da - da sang die Geige wieder.



"Ds Schmocker Lifi", I. und II. Akt: Der Commandant im Civil; Daniel, der Bruder des Commandanten. Sigurinen von R. Münger.

Der Lehrer ging in seiner Stube auf und ab. So war in seinem Spiel ein Sichnähern und Entfernen, ein sehnsüchtiges An- und Abschwellen.

Die Cäcilia hatte einen runden Platz erreicht, wie ihn des Baters Sense zwischen zwei Obstbäumen freisgeschnitten.

"Lalalala," summte sie, ein wenig lauter jetzt. Sie begann sich zu drehen. Sie wiegte und wandte sich.

Weißes Mondlicht spann in den Baumkronen und über der Wiese. Blütenblätter lagen im Grase und und immer neue schneiten von den Bäumen herab. So leise, so langsam, so sanft wie kühle Erstlingsfloden.

Exer, der Lehrer, hatte bis jett nicht auf das geachtet, was draußen war. Nun zog die Schönheit der Nacht ihn ans Fenster. Er lehnte am Pfosten und strich einen vollen, klingenden Uktord. Das weinte und flehte zu den Sternen hinauf und des Schulmeisters

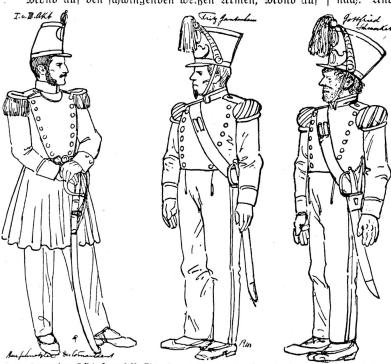
Blide gingen mit den Tönen. Aber als er sich abwenden und sein Auf- und Niederschreiten wieder aufnehmen wollte, fiel sein Blid in die Wiese hinaus.

Was?

Was war das?

Exer war von dem, was er sah, so befangen, daß er mechanisch weiter spielte. Aber mit den Gedanken erfakte er schon das Bild. Das war doch die — die Cilli dort in der Wiese! Oder war es ein Spuk? Mein Gott, wie schön!

Mond auf den schwingenden weißen Armen, Mond auf



"Ds Schmocker Lisi", I. und II. Akt: herr Schnehler, der Commandant, Frih Gantenbein, Gottfried Schmocker. Sigurinen von R. Münger.



Afford. Das weinte und flehte zu ben "De Schmocker Lisi", IV. Akt: Babette, Köchin bei Schneslers, Chriftine, Köchin im Schloß Bremgarten, Cernen binguf und bes Schulmeisters Uelchil, Liss Bruder. Sigurinen von R. Münger.

dem gelben, schimmernden Haar! Lautlos schwebte die zarte Gestalt, drehte sich im Kreise, wiegte sich in seltsamer Annut. Exer starrte. Die Arme versagten ihm. Der Bogen glitt von den Seiten. Es gab einen schrillenden, brechenden Ton.

Hörte das die Cacilia?

Sie stockte inmitten einer Wendung. Sie schwankte. Der Kopf neigte sich, als lauschte er wieder auf die Töne, die verklungen waren.

Und der Oberkörper bog sich dem sich senkenden Kopfe nach. Und -

Exer warf die Geige auf den nächsten Stuhl, daß das Solz frachte. Er stob aus dem Zimmer.

Die Mondscheintänzerin lag im Grase. Niemand hatte den Borfall bemerkt, niemand die mondhelle, stille Wiese beachtet.

Jett stand der Lehrer keuchend vor der Daliegenden, jett bog er sich nieder.

"Jesus," stieß er aus.

Er legte die Hand auf Cäcilias schmale Brust. Sie lag mit geschlossenen Augen da. Auf den Lippen stand ihr ein kleiner, tiefsroter Tropfen.

Der Lehrer hob die Gestalt aus dem Grase auf. Roch immer schwebten die Blütenfloden nieder. Eine hing sich noch in Cäcilias Haar, das dem Lehrer über den Arm quoll. Das Haar war schwer. Schwerer waren die Glieber. Und doch so federleicht.

Der Julius Exer trug seine Last zum offenen Fenster, weil das am nächsten war. Er rief in die Kammer hinein. Den Bater. Die Mutter. Er rief laut und angstvoll.

Schon antwortete man ihm. Und er bot, als der Kempf selbst gleich darauf in die Kammer trat, die Kindergestalt hinein.

Sie war ein seltsames Menschenkind gewesen, die Cacilia Kempf!

Das sagten die Reußfirchner. Und das dachte der Lehrer. Nur die Eltern und Brüder der Toten ließen jett in ihrem Schmerz nicht gelten, daß sie auch ihnen als ein Ausnahmewesen erschienen war. Sie hatte zu ihnen gehört, und sie fühlten jett nur, daß sie das Kind und die Schwester verloren hatten. Es ging ihnen sehr nahe.

Alber der Lehrer war ein sonderbarer Rauz. Er wurde ein seltsamer Spintisierer. Es war immer, als denke er einem großen Rätsel nach. Die Cäcilia war so flüchtig durch sein Leben gegangen, daß er sich manchmal fragte, ob er sie wirklich gekannt habe. Oder ob er nur eine merkwürdige Erscheinung gehabt. Er sann so lange darüber nach, daß er ganz vergaß, sich einen Hausstand zu gründen oder sich später einen bessern Bosten zu suchen. Er wurde alt in Reußkirchen Und er spielte die Geige. Nur wenn die Wiese unter seiner Stube blühte, spielte er nie.

- Ende. -

Grundsätliches über das sieimatschuttheater.

Don Alfred Fankhauser.

Der Beimatschuk ist politisch neutral. Auch das Theater nimmt teil an diesem Prinzip. Gleichwohl ist es notwendig, seine Bestrebungen mit der Politik, oder wenigstens mit dem Dasein des Staates in Beziehung zu setzen, wenn man seine grundsähliche Bedeutung erfassen will. Es gibt eine politische Richtung, deren Vertreter bei dem Namen Seimatschutz unwillfürlich zusammenfahren, als ob man den Namen eines Feindes, dazu noch eines verächtlichen Feindes genannt hätte. Sinwiederum gibt es völlig unpolitische Menschen, die jenseits aller Politik das Heil des Lebens sehen; diesen Menschen ist der Name ebenso verdächtig. Denn Beimat bedeutet nach heutigen Begriffen etwas, das mit Staat und Politik untrennbar zusammenhängt. Die politischen und unpolitischen Feinde des Begriffes Heimat, als eines politischen Ausdruckes Feinde, treffen sich in der Geringschätzung der kleinen, jungen Theaterbewegung, die nach ihren Begriffen entweder ein Ausdruck politischer oder geistiger Reaktion bedeutet. Wie kann man die Runft auf den Boden einer engen Volksgemeinschaft stellen? Ist sie nicht übernational in jeder Hinsicht? Wer im Namen der Nationalität Runst betreibt, scheidet aus als ernsthafter Bewerber ist ein Tendenzmacher! So das Argument der Unpolitischen. Es klingt vielleicht schärfer noch als die Verurteilung der politischen Seimatfeinde!

Und denn die Freunde des Wortes Beimat? Die poli= tischen Beimatvertreter par excellence? Sie steben bem Heimatschuttheater gleichgültig gegenüber, weil es von Anfang an unpolitisch war und es in Zukunft bleiben will. So stehen die Eigenmächtigen mit ihrer Bodenständigkeit bisher fast im Bodenlosen. Die wenigen Freunde, die sich das Theater in seiner dreijährigen Lebensdauer zu erwerben verstand, waren entweder solche, die eine gute Liebhaber= aufführung ebensosehr ichakten wie irgend eine fünstlerisch vollendete Leistung von Berufsschauspielern, oder aber solche, die gute und schlechte Liebhaberaufführungen nach dem Ausmaß der Lachmöglichkeiten schätten und von diesem Hauptartikel die größtmöglichen Mengen forderten. Das eigentliche Theaterpublikum blieb fern. Die Runft und das, was man für Runft genommen hatte, blühte im großen Schauspfelhaus, nicht auf ber fleinen Buhne im Schängli oder auf dem Bierhübeli. Die Gemeindeverwaltung hat feine Ahnung, daß hier eine Bewegung im Entstehen sei, die aus bem Bolfe selber emporwächst, um gegen die übermächtige Umklammerung fremden Wesens Front zu machen. Sie subventioniert Jahr für Jahr die dramatische Kunst, aber nur die fremde, mit Volksgeldern. Das will sagen: Scheinbar hat das Theater mit Politik nichts zu tun. Aber nur icheinbar: Denn in Wirklichkeit unterhält der Staat eine Runftanstalt, die das Bolf aus eigener Sympathie heraus nicht genügend halten und erhalten wurde. Daß darin ein Migverhältnis besteht, ist flar. Wem es befremdlich er= scheinen will, Theater und Politik in Zusammenhang zu bringen, dem braucht man nur die eine Taksache vor Augen zu halten: Staat und Gemeinde unterstützen das Theater. Und zwar jene Art von Theaterkunst, die scheindar mit Nationalismus rein nichts zu schaffen hat, die über alle Grenzen hinüber sich die Hände reicht zur Bereinigung alles dessen, was menschliches Wesen im Antlit und im Herzen trägt.

Wie soll man aber zu einem Menschen sprechen, wenn nicht in der Sprache, die er versteht, und in welcher Sprache besser und eindringlicher, denn in derjenigen seines Bolkes? Nun, wird man mir sagen: Die allmenschliche Runst, wenn sie zum deutschen Schweizervolke kommen soll, hat nur einen Weg, die allgemeine deutsche Sprache. Ich gestehe, das ist eine weitverbreitete Ansicht. Sie schließt in sich, daß zwischen Deutsch und Schweizerisch wohl eine staatliche Schranke bestehe, aber keine Sprachschranke. Daß eine Sprachschranke aber doch besteht, darin liegt der Kernpunkt der schweizerischen Theaterfrage.

Gestehen wir: Neun Jahre mühen sich unsere Knaben und Mädchen in der Schule ab, deutsch zu lernen. Aber wer von uns spricht deutsch? Das Resultat unserer Bemühungen ist gewöhnlich ein Lächeln der Echtbeutschen: "Man hat mich gesacht, daß dech Schweisechdialet so schwech zu zu vechstehen sei — und nun vechstehe ich Sie ganz vochstehessich." Nicht, daß wir deschalb das Deutsche untersassenstensten zu lernen. Rein! Englisch dazu und Französisch und Russisch, wenn möglich! Aber Deutsch zuerst! Es ist die verwandte Spracke! Aber eigentlich viel verwandter als die holländische ist sie nicht!

Nun weiß ich wohl, daß Sprachbewegungen ihren gang bestimmten Gesetzen folgen, denen zu widerstreben sinnlos ware. Gine vorhandene Bewegung aber feststellen und aus allen Kräften unterstützen, das können wir: Wege bahnen, Vorurteile wegräumen, Provaganda treiben, Feinde nieder= furz, selber Bewegung werden können wir. schlagen — Und wenn einer sich in eine vorhandene Sprachbewegung werfen und selber Bewegung werden will, was tut er ba? Er sucht die Schule zu beeinflussen; denn die kommende Generation wird eine veränderte Sprache sprechen, und an unserer Tätigkeit hängt es, in welcher Richtung diese Beränderung fortschreite. Er sucht den Lesevorrat des Bolkes mit Werken seiner Richtung zu ergänzen und feindliche Richtungen aus dem Felde zu schlagen. Und wie Schule und Presse, erobert er Ratsfäle und Rangeln und das Theater. Neben der Bibel hat kaum ein anderer Sprachträger das Neuhochdeutsch so sehr in alle Eden deutschen Sprachgebietes getragen wie das moderne Theater.

Die heutige Sprachbewegung in der deutschen Schweiz zeigt zwei Tendenzen, die einander bedingen, zum Teil erzeugen. Die eine Tendenz, begünstigt durch vierhundert=